Verloren

Die Kinder der Hexen

(Band 1 der Verloren-Trilogie)

»Verloren – Die Kinder der Hexen« ist
der erste Band der »Verloren-Trilogie«.

Die weiteren Teile heißen:

Band 2: Vergessen – Die Kinder der Feen
Band 3: Verflucht – Die Kinder des Feuers

Wenn ihr Näheres über die Erscheinungstermine
und weitere Bücher wissen wollt, folgt mir und
den Ink Rebels auf unseren Webseiten, bei
Facebook, Instagram oder Twitter.

www.daniela-winterfeld.de
www.ink-rebels.de

Daniela Winterfeld

Verloren

Die Kinder der Hexen

Band 1

Roman

ink rebels

Copyright © 2018 by Daniela Winterfeld
Redaktion: INK REBELS
Lektorat: Jennifer Benkau
Korrektorat: Tatjana Weichel, Wortfinesse
Umschlaggestaltung: Julia Dibbern
Umschlagabbildungen: stereohype, fraserd, istockphoto.com

INK REBELS
c/o Spacebit Software GmbH
Wieseneck 21
16225 Eberswalde
www.ink-rebels.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Urheberin wiedergegeben werden.

Herstellung und Vertrieb der Lizenzausgabe:
Amrûn-Verlag Jürgen Eglseer
www.amrun-verlag.de
ISBN 978-3958695733

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über http://dnb.d-nb.de

Für Hanno

Weil du bei mir bist, seitdem ich dir zum ersten Mal diese Geschichte erzählt habe.

Prolog

Rasend sprang das Feuer von Strohdach zu Strohdach, immer gieriger fiel es über die kleinen Hütten her, in denen die Dorfbewohner schliefen. Es schickte seine rauchigen Finger voraus in die Wohnräume, ließ sie über die Lager der Menschen bis in ihre Lungen streichen, um ihnen den Atem zu vergiften. Die Aufmerksameren weckte es mit seinem Tosen, trieb sie aus ihren Hütten und spottete mit seinem flackernden Licht über ihre Gesichter. Nebenbei fraß es Stallungen und Vieh, sammelte Stroh und Unrat aus den Gassen, um die Menschen zu umzingeln und ihre Flucht zu lenken. Es verschlang ihre Habseligkeiten und trank die Luft zu seinem Mahl, während es nach den Haaren und Nachtkleidern der Vorbeilaufenden griff.

Noch bevor die Bewohner die Tore der Stadtmauer erreichen konnten, sprang das Feuer voraus, heftete sich an die eisernen Verriegelungen und ließ sie schmelzen, bis Schlösser und Zagen unverrückbar miteinander verklebt waren. Nur vor dem Holz der Tore wichen die Flammen zurück und ließen es unversehrt, damit es jeden Ausweg versperrte.

In Panik rannten die Menschen hinauf zur Burg, in der Hoffnung, in der steinernen Festung eine Zuflucht zu finden. Doch den inneren Burgring hatte das Feuer als Erstes genommen.

Dort herrschte es mit Flammen und Rauch und jagte die Flüchtenden wieder zurück. Es hetzte sie vor sich her, trieb sie an den Fuß der Mauer, die den Ort umgab. Es war eine hohe Mauer, eine sichere Mauer, um die Dorfbewohner vor Angreifern zu schützen. Jetzt war der Schutz zu einer Falle geworden. Alte Leute drängten sich an den Steinen entlang und husteten den Rauch aus ihren Lungen. Mütter zogen ihre Kinder hinter sich her, Paare und Geschwister liefen Hand in Hand. Sie alle suchten nach einem Tor, das sich öffnen ließ oder einer Stelle, an der sie hinaufklettern konnten.

Das Feuer hielt sich zurück. Es ließ ihnen Hoffnung und Raum zum Klettern, sah ihnen zu, wenn sie herabfielen oder pflückte sie, wenn sie beinahe oben waren. Nur Einzelnen gestatteten die Flammen, hinaufzuklettern, nur damit sie auf der anderen Seite hinab sprangen und sich ihr Rückgrat brachen – der Erde zum Geschenk, die ihr Blut aufnahm. Über die Steine griff das Feuer nicht. Der Fluch gestand ihm nur das zu, was innerhalb der Mauern lag.

Stattdessen freute es sich an seinen Opfern, an den Kindern, die schrien und heulten, an den Erwachsenen, die auf ihre Knie fielen und zu Gott beteten. Doch die meisten rannten weiter, sammelten sich an den verschlossenen Toren und hörten nicht auf, daran zu rütteln. Das Feuer suhlte sich in ihrer Verzweiflung, neckte und foppte sie aus einigem Abstand, bis die Menschen kurz davor waren, die Stadttore mit ihren Körpern zu sprengen. Erst jetzt schickte das Feuer mehr Rauch, um ihre Leben zu ersticken, sandte mehr Flammen, um ihre Körper zu fressen, holte seine Feuerkinder nach und nach zu sich zurück.

Nur sehr wenige schafften den Weg über die Mauer. Das Tosen des Feuers wuchs an und begrub das Wehklagen der Menschen unter sich. Immer seltener stachen Schreie daraus hervor, bis alle menschlichen Laute endgültig verstummten.

Stunden später, als das Feuer sich zufrieden schlafen legte, senkte sich Stille über die Burg und das zerstörte Dorf. Lautlos zogen die Rauchschwaden außerhalb der Mauern an der Kapelle und dem Häuschen der Hebamme vorbei, wie das Albtraumflüstern eines Nachtmahrs, der von seinen grausamsten Taten erzählte.

Die Ausläufer des Rauches trieben in dünnen Schwaden zwischen den Bäumen hindurch. Immer weiter drangen ihre Fäden in den Wald hinein und wanden sich um die Stämme, während das Dunkel der Nacht allmählich heller wurde. Es war die Zeit, in der die Vögel für gewöhnlich anfingen zu singen. An diesem Morgen blieben sie stumm.

Ein junger Mann ritt im Schritt durch die Rauchschwaden. Er trug ein Tuch vor Mund und Nase und atmete flach, um nicht zu viel von der verpesteten Luft in die Lungen zu ziehen. Schon auf halbem Weg hatte er den Galopp seines Pferdes gebremst, damit der Atem des Tieres ebenso ruhig ging, wenn sie den Rauch erreichten.

Er war zu spät gekommen. Damit hatte er gerechnet, aber nun traf es ihn doch. Bis zuletzt hatte er gehofft, das Unglück wäre milder verlaufen. Jetzt aber blieben keine Zweifel mehr, dass alles genau so gekommen war, wie die Prophezeiungen es vorhergesagt hatten.

Niemand hätte es verhindern können. Auch er nicht.

Er musste sich zwingen, um trotz des Brandgeruches weiter zu reiten. Zu gut kannte er ihn: Holzrauch, vermischt mit dem Gestank verbrannten Fleisches. Die Hexenfeuer rochen ähnlich. Ein tiefer Widerwillen überkam ihn.

Auch wenn seine Flucht lange hinter ihm lag, war er es gewohnt, vor diesem Geruch zurückzuschrecken und alle Dörfer

zu meiden, aus denen er drang. Nur so war er als Knabe von Italien aus unbeschadet bis in den Harz gekommen. Seit er in der Gegend lebte, hatte er auch aus dieser Ortschaft schon den Gestank der Hexenfeuer gerochen und sich ferngehalten. Doch heute hatte der Brandgeruch eine andere Ursache.

Er ritt aus dem Wald hinaus ins Freie. Vor ihm lag die Stadtmauer. Dunkle Rauchsäulen stiegen dahinter auf, markierten die Stellen, wo noch vor Stunden Häuser und Hütten gestanden hatten. An dem höchsten Punkt über dem Dorf erhob sich die Burg. Auch von ihr waren nur noch einzelne Mauern übrig. Schwarze, ausgebrannte Fenster starrten ihm entgegen.

Viele Menschen waren heute Nacht gestorben.

Nur die Gebäude außerhalb der Mauern standen noch: die neu errichtete Hochzeitskapelle, die im Dorf keinen Platz mehr gefunden hatte, und für die der Graf ein Stück des Waldes hatte roden lassen, sowie das Haus der Hebamme, das sich halb versteckt an den Wald schmiegte. Die alte Hebamme hatte es gebaut und darin gewohnt, bevor sie als Hexe auf dem Scheiterhaufen hingerichtet worden war. Jetzt lebte die junge Hebamme darin – eine gottesfürchtige Frau, die selbst schon mehrere Kinder geboren hatte und den Dorfbewohnern für die Aufgabe geeignet erschien. Doch seit sie ihre Hände mit den unreinen Säften der Frauen besudelte, galt sie selbst als unrein und hatte sich mit ihrer Familie an den Waldrand zurückgezogen. Jetzt war es ihr Glück, denn sie und ihre Familie hatten den Brand überlebt - zusammen mit den neugeborenen Jungen, welche die Frau als Amme an ihren Brüsten nährte.

Die Zwillinge. Einer der Gründe, warum er gekommen war.

Jammern drang durch die Rauchschwaden zu ihm. Langsam ritt er am Waldrand entlang um die Stadtmauer herum, folgte den Stimmen, bis er das Haus der Hebamme erreichte. Verletzte lagerten davor, die junge Frau versuchte, sie zu versorgen,

während sich zwei kleine Kinder an sie klammerten und ihr ein älteres mit bleichem Gesicht zur Hand ging.

Überlebende! Sie waren der zweite Grund, warum er hier war.

Er ließ sich von seinem Pferd gleiten und trat zu ihnen hinüber. Einen Moment lang beobachtete er die Frau, ohne dass sie ihn bemerkte. Sie stellte Mehl und Öl zur Behandlung bereit und deckte die Wunden mit Tüchern ab, die alles andere als sauber aussahen. Es war offensichtlich, dass sie nur ein schlechter Ersatz für die alte Hebamme war, die echte Heilerin, welche die Inquisitoren getötet hatten, zusammen mit zahlreichen weiteren Frauen des Dorfes.

Jetzt hoffte er, das Feuer habe wenigstens jene Familien verschont, die schon unter der Verfolgung gelitten hatten – aber es waren nur so wenige Überlebende, und nur vier der Verletzten waren Kinder, zwei von ihnen so schwer verbrannt, dass sie die nächsten Tage wohl nicht überstehen würden.

Das Feuer war nicht gerecht. Es nahm, was auch immer man ihm gab. Nur durch Willkür ließ es den einen oder anderen davon kommen.

Als die Hebamme Mehl in ihre Hand schüttete, um eine großflächige Wunde zu behandeln, kniete er sich neben sie und berührte ihren Arm. »Warte. Nicht damit. Das Mehl kann die Wunde infizieren. Ich habe etwas Besseres dabei.«

Erschrocken sah sie ihn an. In ihrer Miene konnte er lesen, wie sie rätselte, ob sie ihn kannte. Doch das Misstrauen blieb nur kurz, ehe ein dankbares Lächeln über ihr Gesicht huschte.

Stundenlang versorgten sie Brandwunden, renkten Glieder ein und schienten Brüche. Die Hebamme assistierte ihm, ohne zu fragen, wer er war. Sie achtete genau auf das, was er tat und lernte schnell.

Er überließ ihr einige Kräuter und erklärte ihr, wie sie einen Sud daraus herstellen konnte, um damit die Wunden auszuspülen. Für leichte Verbrennungen gab er ihr einen Tiegel mit

Salbe, machte ihr aber klar, dass sie die offenen Brandverletzungen nur mit ausgekochten, sauberen Tüchern bedecken durfte, die sie vorher in Silberlösung einlegen sollte. Wie sich selbige aus dem Silbererz der burgeigenen Mine gewinnen ließ, zeigte er ihr ebenfalls.

Zumindest soviel wollte er ihr beibringen, dass sie die meisten der Verletzten auch ohne ihn durchbringen würde. Denn nur heute konnte er ihr helfen, ohne selbst in Gefahr zu geraten. Morgen ließ der Schock der Menschen vermutlich schon nach, und die Wut kam hervor. Dann würden sie fragen, woher er kam, und warum er heilen konnte. Sie würden nach Schuldigen suchen und dabei auf ihn stoßen.

Bis dahin musste er verschwunden sein.

Plötzlich drang das Geschrei eines Säuglings aus der Hütte, ein panischer, kreischender Laut.

Die Hebamme wirkte hilflos. Sie stand auf und sah kopfschüttelnd auf ihn herab. »Das ist einer der Zwillinge, um die ich mich kümmere. Sobald er wach ist, fängt er an zu schreien, ohne Unterbrechung. Seit seiner Geburt ist es so. Nicht einmal an der Brust lässt er sich beruhigen.« Sie stieß ein erschöpftes Seufzen aus. »Nur wenn er endlich eingeschlafen ist, ist er für wenige Stunden still. Ich weiß nicht, was ich noch mit ihm machen soll. Wenn er weiter so wenig trinkt, wird er bald sterben.«

Dann entsprachen also auch die Weissagungen über die Zwillinge der Wahrheit. Er musste sich um den Kleinen kümmern, bevor es zu spät war. »Darf ich ihn sehen?«

Die Hebamme nickte erleichtert. Zusammen gingen sie in die Hütte. Drei Säuglinge lagen auf dem Strohlager: die Zwillinge und ein winziges Mädchen, wahrscheinlich die Tochter der Hebamme.

Einen Moment lang bereitete er sich vor, sammelte Wärme und Zärtlichkeit in seinem Inneren, um sie auf das Kind zu

übertragen. Dann nahm er den schreienden Säugling hoch und blickte ihm in die Augen. Schlagartig verstummte das Geschrei. Die Gedanken des Kindes ließen ihn zu sich – ein tiefes, wortloses Geflecht aus Gefühlen, das von nagendem Unglück beherrscht wurde.

Schuld! Er ahnte in dem kleinen Kind das Gefühl von Schuld. Für den Säugling selbst war es noch nicht zu fassen, und dennoch fing es bereits an, sein Leben zu beherrschen und seine Persönlichkeit zu prägen. Tief in seiner Seele würde es sich festsetzen und sie für immer begleiten.

1

Verglüht

Wochenlang hatte es über dem Wald geregnet, Wolken hatten die Berge rund um das Dorf verhangen, als hätte der Sommer den winzigen Landstrich tief im Harz vergessen. Doch an diesem Nachmittag war der Himmel blau. Die Junisonne presste die Feuchtigkeit aus dem Wald wie aus einem nassen Schwamm, ließ den Dunst zwischen den Fichten aufsteigen und sammelte ihn in dünnen Schwaden über den Kronen. Zarte, graue Schleier stiegen langsam über den dunklen Höhenzügen auf, bis sie sich oberhalb der Berge auflösten. Es wehte kaum ein Wind, und die Luft im Tal war gesättigt von der Feuchtigkeit. Schwül und heiß lag der Atem des Waldes über dem Dorf, als befände es sich im Rachen eines riesigen Tieres.

Nico holperte mit seinem Rad über den kopfsteingepflasterten Platz neben der Kirche und schlug den schmalen Pfad gegenüber ein, der steil bergan führte. Er musste sich in die Pedale stemmen, um den ersten Teil des Weges zu überwinden. Es waren mehr als zwanzig Prozent Steigung, und die Anstrengung trieb den Schweiß auf seine Haut.

Für einen kurzen Moment war sein Keuchen lauter als das Lodern des Feuers.

Doch schließlich gab der Pfad es auf, sich senkrecht den

Berg hinauf zu quälen. Kaum hatte Nico die flacheren Serpentinen erreicht, kehrte das Knistern zurück.

Er heftete seinen Blick auf das Kopfsteinpflaster. Um keinen Preis wollte er die Häuser sehen, die in Terrassen an den Hang gebaut waren, wollte nicht über die Mauern in die Gärten schauen, zwischen denen er entlangfuhr. Aus den Augenwinkeln sah er das Feuer dennoch. Lichterloh standen die Häuser in Flammen, Rauchschwaden zogen durch die Gasse vor ihm. Seine Schäferhündin hingegen trabte gelassen durch das dichte Grau und wandte sich zu ihm um.

»Du kannst es nicht sehen, oder?«, flüsterte er. Nicht einmal hören oder riechen.

Nellie blieb stehen, bis er neben ihr war. Ein leises Winseln löste sich aus ihrer Kehle.

Nein. Sie nahm das Feuer nicht wahr. Sie bemerkte einzig, wie verwirrt er war.

Er stellte sich wieder in die Pedale, um die Häuser und das Dorf so schnell wie möglich hinter sich zu lassen.

Erst als er den Waldrand erreicht hatte, hielt er an. Ein seltsamer Zwang brachte ihn dazu, sich noch einmal umzudrehen, auch wenn sich alle Härchen an seinem Körper dabei sträubten.

Feuer und Rauch waren verschwunden. Ruhig wie immer schlummerte das Dorf unter ihm im Tal. Das *vergessene Tal*, so wurde es genannt, seit Jahrhunderten schon. Es war so eng, dass nur der Dorfplatz mit der Kirche auf ebenem Boden Platz fand, während sich die bunten Holzhäuser auf drei Seiten an die bewaldeten Berge schmiegten.

Aldar im Oberharz. Sein Heimatdorf.

Da war kein Feuer. Nirgendwo in diesem Ort.

Mit der Hand schirmte er die Sonne ab und spähte zu der Burg, die auf dem gegenüberliegenden Höhenzug über dem Dorf thronte.

Ein Zischen stach in seine Gedanken. *»Vergiss nicht, wer ich bin!«*

Nico schloss die Augen. Doch die Worte klangen weiter. *»Auch wenn ich alt und verfallen und unwichtig erscheine!«*

»Warum lasst ihr mich nicht endlich in Ruhe?«, flüsterte er zurück.

Die Burg schwieg.

Nellie drängte sich an ihn und leckte seine Hand.

Seit einer Woche waren seine Träume zurück. Seit sieben Tagen wurde er die Bilder nicht mehr los.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, obwohl es schon Nachmittag war. Nico fragte sich, wann es soweit sein würde – nur noch wenige Tage, vielleicht schon heute oder morgen, und die Sonne würde im Westen weit genug wandern, um direkt hinter der Burg unterzugehen. Für einige Minuten schien sie dann die Rückseite der alten Gemäuer an und malte die Türme und Mauern in einem gigantischen Schatten an den gegenüberliegenden Berg.

Nico schüttelte den Kopf. Er wollte nicht über die Burg nachdenken. Er musste die Halluzinationen loswerden, irgendwie. Wenn er nur wüsste, wie er sie beim letzten Mal besiegt hatte. Vier Jahre war es her. Vier Jahre ohne das Feuer. Fast hatte er geglaubt, die Krankheit los zu sein.

Hastig setzte er sich auf sein Fahrrad und bog in die kleine Teerstraße ein, die sich auf ebener Strecke um den Höhenzug herumwand.

Der Wald hatte ihn nach wenigen Metern umschlossen. Es war kühler hier, angenehmer, dennoch konnte er nicht aufatmen. Seit einer Woche war er nicht auf dem Rothehof gewesen. Seitdem die Mädchen dort lebten, war es kein Ort mehr, an den er fliehen konnte.

Normalerweise verbrachte Nico fast jeden Tag bei Ina und Dennis. Er half ihnen mit den Tieren, im Hofladen, überall,

wo jemand gebraucht wurde. Dafür gab Ina ihm Zeichenunterricht, wann immer sie es einrichten konnte.

Doch das alles würde sich nun ändern.

Die Mädchen waren die Kinder von Inas Cousine. Vor einigen Jahren waren ihre Eltern gestorben. Wo sie seither gelebt hatten, wusste Nico nicht, aber jetzt hatten Ina und Dennis sie bei sich aufgenommen. Seit einer Woche wohnten sie auf dem Hof. Die älteste der Schwestern war siebzehn, genauso alt wie er, die mittlere nur ein knappes Jahr jünger. Die dritte musste elf oder zwölf sein.

»Was meinst du, Nellie, wie viel Zeit geben wir ihnen?«

Die Hündin sah ihn aufmerksam an.

»Wie lange werden sie brauchen, ehe sie herausfinden, dass ich ein Psycho bin? Einen Tag? Zwei Stunden? Oder sehen sie das sofort?«

Nellie winselte und trabte näher an seine Seite.

Er seufzte leise. »Was meinst du, ist überhaupt jemandem aufgefallen, dass ich nicht da war? Oder sind sie mit den Mädchen zu beschäftigt?«

Eine Ahnung sagte ihm, dass er sich irrte. Er wurde auf dem Hof wie ein Familienmitglied behandelt, war irgendetwas an der Grenze zwischen einem Freund und dem Sohn, den Ina und Dennis nicht hatten. Sogar Magdalene und Johannes, Inas Eltern, erschienen ihm manchmal wie Großeltern.

Aber womöglich war das alles nur ein Trugbild, eine Vorstellung, die er sich aus seinen Wünschen erschaffen hatte. Vielleicht war er einfach nur eine billige Arbeitskraft, ein netter Junge aus dem Dorf, der regelmäßig vorbeikam, theoretisch durch jeden anderen netten Jungen zu ersetzen – oder durch drei nette Mädchen, drei billige Arbeitskräfte …

Ein Knistern schreckte ihn auf. Es wurde lauter, zischte und knackte, ein Lodern, das klein anfing und binnen Sekunden zu einer Feuersbrunst anwuchs.

Nico bremste, ließ sein Rad fallen, wirbelte herum und suchte das Feuer.

Er fand es nicht. Es waren nur Halluzinationen. Fetzen der Träume, die seine Nächte zerfraßen. Ausgerechnet jetzt kehrten sie zurück, zeitgleich mit den fremden Mädchen.

»Hört endlich auf!«, schrie Nico, hob einen Stock auf und schleuderte ihn dem unsichtbaren Flammenknistern entgegen. »Lasst mich in Ruhe!«

Plötzlich hielt er inne. Es kam ihm vor, als spürte er Sirschas Gegenwart. Ihre Nähe elektrisierte ihn, machte ihn unfähig, sich zu rühren. Er schloss die Augen und wagte es nicht, sie wieder zu öffnen.

»Du hast Angst.« Die Stimme des kleinen Mädchens klang sanft. *»Aber Furcht macht dich schwach, aus ihr ernähren sich die Träume. Nur wenn du deinen Ängsten entgegentrittst, kannst du sie vertreiben.«*

Nico hatte nicht damit gerechnet, noch einmal von Sirscha zu hören. Sie hatte ihn schon vor langer Zeit verlassen. *»Und was, wenn die Mädchen mich nicht mögen?«* Seinen Einwand musste er nur denken, damit sie ihn verstand. *»Wenn sie so sind wie die anderen in der Schule? Dann werde ich noch schwächer, dann gibt es noch mehr Nahrung für die Träume.«*

»Ja, so könnte es sein.« Sirscha klang ernst, ihre Worte wurden leiser, trieben bereits davon. Er konzentrierte sich, um ihre Botschaft zu verstehen. *»Aber wir haben keine Wahl, wir müssen es versuchen.«* Ihre Stimme verlosch, sie war verschwunden.

Nico öffnete die Augen, hob den Kopf und starrte in die Baumwipfel. Zuerst hörte er das Rauschen, wie es von Weitem immer näher kam – bis er sehen konnte, wie die Fichten über ihm anfingen, sich sanft hin und her zu wiegen. Es war die Stimme des Windes, die in den Zweigen flüsterte: *»Versuch es!«*

Nico bückte sich und hob das Fahrrad auf. Die Worte des

Mädchens hallten in seinen Gedanken fort. Also hatte Sirscha ihn doch nicht im Stich gelassen?

Das Sonnenlicht fiel vor ihm auf die Straße, als sie aus dem Wald hinausführte. Nico blickte über hügelige Wiesen bis zu den bewaldeten Bergen, die das Tal umrahmten, und schließlich zu dem kleinen Hof, der sich vor ihm in die Senke duckte. Die gedrungenen Fachwerkgebäude lagen still in der Nachmittagssonne. Ein paar Hühner badeten in einer Staubkuhle neben der Hofeinfahrt. Sie liefen gackernd davon, als Nico durch das Tor fuhr. Direkt dahinter lehnte er sein Fahrrad an die Hofmauer. Abgesehen von den Hühnern und einem Schnauben aus dem Pferdestall hörte er nichts. Keine Menschenseele rührte sich zwischen den u-förmig angeordneten Stallgebäuden. Auf der Wiese, an der offenen Seite des Hofes, dösten ein paar Schafe im Schatten der Erlen.

Nico war froh, fürs Erste niemandem zu begegnen. Seine Schritte wurden entschlossener, während er bis zum Hauptgebäude ging. Er durchquerte die große Deele, den Kuhstall, der zum Hintereingang des Wohnhauses und zum Hofladen führte. Auch die Deele war leer, die Kühe standen auf der Weide.

Nellie verschwand zielstrebig in der Waschküche, um die Katzennäpfe zu kontrollieren. Nico vermied diesen Weg ins Haus. Stattdessen ging er durch den Verbindungsgang, der zum Schafstall und zu Inas Atelier führte.

Klassische Musik drang ihm im Gang entgegen, wurde lauter, als er die Tür öffnete. Er stieg die Treppe zum Atelier empor und blinzelte in die Helligkeit, die von oben herabflutete. Die nördliche Dachschräge war durch Glas ersetzt worden, damit Ina neutrales Licht zum Malen nutzen konnte.

Am oberen Ende der Treppe blieb er stehen, eingehüllt in die traurige Melodie von Solveigs Lied. Nur Ina betrat den Bereich hinter dem roten Samtvorhang auf der rechten Seite des Raumes, den Teil des Ateliers, in dem sie malte und ungestört sein wollte.

Für Nico war die linke Hälfte interessant genug. In langen Reihen lehnten die fertigen Bilder an den Wänden und den Fachwerkständern. Unter der Dachschräge konnte man sie nicht aufhängen. Die meisten von ihnen standen so, dass nur die weißen Rückseiten zu sehen waren.

Einen Augenblick lang fürchtete Nico, dass er etwas hören würde, ein Knistern wie aus seinen Träumen, halb übertönt von der Musik. Doch die Bilder blieben still.

Er fand Ina dort, wo er sie vermutet hatte. Sie saß zurückgelehnt in ihrem bunten Ohrensessel, die Augen geschlossen. Einzelne Strähnen ihrer fuchsroten Haare fielen in ihr Gesicht, Farbsprenkel leuchteten zwischen ihren Sommersprossen und auf dem alten T-Shirt. Sie hob die Hand mit der Fernbedienung und richtete sie hinter sich auf die Stereoanlage. Die Musik wurde leiser.

»Ich höre dich nie, wenn du hier hochkommst.« Ina öffnete die Augen. »Aber deine Gegenwart kann ich jedes Mal spüren.« Sie lächelte ihm zu und deutete auf das Sofa gegenüber. »Setz dich doch.«

Hatte er tatsächlich eben noch an Inas Freundschaft gezweifelt? Er erwiderte ihr Lächeln, doch es fühlte sich fremd an in seinem Gesicht.

»Ich hab mich hierher gesetzt, um ein bisschen mit meinen Gedanken allein zu sein.« Ina legte die Fernbedienung vor sich auf den niedrigen Tisch. »Seitdem die Mädchen hier sind, ist ständig etwas los. Ich muss mich erst daran gewöhnen.«

Nico trat einen Schritt zurück. »Wenn du deine Ruhe haben möchtest, lass ich dich allein.«

»Nein. Bleib hier.« Sie lächelte noch immer. »Ich hab dich lange nicht gesehen.«

Ihre Worte wärmten. Er ging zum Sofa, streifte seine Schuhe von den Füßen und streckte sich der Länge nach darauf aus. Hier zu liegen und durch das Glasdach das Ziehen der

Wolken zu beobachten, war an manchen Tagen der einzige Weg, um der Beklemmung in seiner Brust zu entfliehen.

Ein winziges Flugzeug malte einen schmalen Kondensstreifen an den Himmel.

»Bist du den Mädchen schon begegnet?« Inas Stimme klang vorsichtig.

Nico schüttelte den Kopf. Der weiße Streifen dehnte sich aus, und er stellte sich vor, dass es so war wie immer. Sie hörten Musik, schauten in den Himmel, redeten ab und zu ein paar Worte …

Doch es war nicht wie immer.

»Hab ich dir wenigstens von ihnen erzählt?«

»Nicht viel.« Nico antwortete, weil er antworten musste.

Ina gab ein tiefes Seufzen von sich, diese Art von Seufzen, die ihn sofort ahnen ließ, dass es keine schöne Geschichte werden würde. »Sie sind die Töchter meiner großen Cousine. Juliane war vier Jahre älter als ich. Sie ist mit neunzehn als Au-pair nach Irland gegangen, und kaum ein halbes Jahr später hat sie dort einen Farmer geheiratet.« Ina lachte. »Aber wenn du mich fragst, sah Juli mit ihren roten Haaren viel irischer aus als Sean. Er war selbst für einen keltischen Iren ungewöhnlich dunkel. Er hatte nicht nur schwarze Haare und braune Augen, sondern auch etwas dunklere Haut. Soweit ich es mitbekommen habe, gab es in seiner Ahnenreihe einen exotischen Einfluss. Die Mädchen kommen jedenfalls eher nach ihm. Zumindest Caren und Iry.«

Ina lehnte ihre Wange an das Kopfteil des Sessels. »Rassiges Aussehen, irische Namen und Deutsch als Muttersprache. Man muss die Hintergründe schon kennen, sonst ist es ziemlich verwirrend.«

Rassiges Aussehen … Nico wollte nicht darüber nachdenken, ob die Mädchen zu allem Überfluss auch noch hübsch waren. Der Kondensstreifen am Himmel hatte sich aufgelöst. Das endlose Blau sog ihn zu sich, bis er glaubte zu fallen.

Ina schien es nicht zu bemerken. Nachdenklich erzählte sie weiter: »Juli wollte immer etwas Ungewöhnliches sein. Aber die Rolle als Farmerfrau und Mutter behielt nicht lange den Reiz des Besonderen. Womöglich hätte sie ihren Mann nach ein paar Jahren zusammen mit den beiden Kindern zurückgelassen – wenn er nicht genauso unzufrieden gewesen wäre. Also haben sie sich gemeinsam auf die Suche nach etwas Neuem gemacht: Sie haben eine Band gegründet und eine Art modernen Folkpop gespielt. Aber in Irland waren sie nur in den Touristenkneipen erfolgreich. Schließlich hat sie vor acht Jahren ein Vertragsangebot von einer deutschen Plattenfirma hierher gelockt.« Inas leise Stimme klang, als würde sie vor allem mit sich selbst reden. »Die beiden Älteren kamen in ein Internat. Caren war damals neun und Lenny acht. Iry erst vier. Sie ging mit auf Reisen, bis sie alt genug war, um eingeschult zu werden.«

Nico fröstelte. Verlorene Kinder. Was sie erzählte, klang traurig … und gleichzeitig auf verstörende Weise vertraut. Zum ersten Mal wünschte er sich, mehr über die Mädchen zu erfahren.

Inas Blick richtete sich in die Ferne, auf ihrer Stirn erschien ein Kräuseln. »Mit zwei Singles kamen sie sogar in die Charts. Drei Jahre lang tourten sie durch die halbe Welt. Bis vor fünf Jahren … Eines Nachts, auf der Autobahn, auf dem Weg von einem Konzert zum nächsten, sind sie mit ihrem VW-Bus frontal in einen Lkw geknallt und …« Ina brach ab, doch die Bilder in Nicos Kopf setzten sich fort – zwei Fahrzeuge, die aufeinander zurasten, ein Sattelschlepper und ein kleiner Transporter, das ohrenbetäubende Kreischen von Blech, stumpfe Flächen, die sich gegenseitig zerschnitten. Kaum eine Sekunde, dann war es still. Er sah die untere Hälfte des VW-Busses, eingeklemmt unter dem Bauch des Sattelschleppers, während der obere Teil zu einem Klumpen gestaucht vor der eingedellten Schnauze des Lkws klebte.

Welches der beiden Fahrzeuge war als Geisterfahrer auf der falschen Autobahnspur gewesen?

Die Bilder gaben ihm keine Antwort. Alles, was er erkannte, waren blutrote Fetzen zwischen dem Blech.

Nico wurde übel. Er verfluchte seine Fähigkeit, die Dinge bildlich zu sehen, lebendig, manchmal so, als wäre er anwesend.

»Na ja.« Inas Stimme vertrieb das Bild. »Lenny sieht ihrer Mutter übrigens am ähnlichsten. Sie hat unser familientypisches Rot in ihren Haaren – und sie hat Julis Augen, die unglaublichsten Augen, die ich je gesehen habe.« Die Trauer fiel von Inas Gesicht ab. »Juli war schon eine schöne Frau. Aber wenn Lenny einen ansieht, vergisst man zu atmen.«

Ein heißer Schauer lief durch Nicos Körper. Ein Gesicht blitzte vor ihm auf, goldbraune Augen, nur für einen Sekundenbruchteil. Woher kannte er dieses Bild? Er betrachtete seine Hände, die in seinem Schoß lagen, die breiten Lederarmbänder an seinen Unterarmen. Das alles hatte er schon einmal gesehen. Ein Dejà-vu. Die Haut an seinen Handgelenken begann zu jucken. Hastig schob er die Finger unter die feuchten Bänder, versuchte, den Schweiß darunter abzuwischen, während er Inas Blick von der Seite spürte. Das Déjà-vu-Gefühl hielt an, als wäre er gefangen in einer Blase, die aus einer anderen Zeit hierhergeflogen war.

Plötzlich knarrten die Holzdielen. Neben der Treppe erschien ein dunkelhaariges Mädchen. Die Blase zerplatzte. Kurz stand das Mädchen still, blinzelte gegen das Licht und gab ihm wenige Sekunden, in denen er sie ansehen konnte, ohne dass sie es bemerkte – ihre schlanken Beine in der kurzen Jeans, die zerzausten Strähnen in ihrem Gesicht, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hatten. Sie hakte die Daumen in ihre Hosentaschen und entblößte damit den Bauchnabel unter ihrem T-Shirt. Kurz darauf hob sie die Hand, um das Licht

abzuschirmen. Sie lächelte Ina entgegen, ihre Zähne blitzten weiß im Kontrast zu ihrer sommerbraunen Haut.

Ob sie diejenige mit den besonderen Augen war? Nein, ihre Haare waren dunkel.

Nicos Herz klopfte hastig, während das Mädchen auf sie zu schlenderte. Er zog die Beine vom Sofa und trocknete die Hände an seiner Jeans.

»Caren, das ist Nico.« Ina deutete in seine Richtung.

Plötzlich galt Carens Lächeln ihm. »Nico?« Ohne Umschweife kam sie zu ihm, gab ihm die Hand mit einem kurzen, festen Händedruck. »Eine ganze Woche lang erzählt sie von dir, sorgt dafür, dass wir es kaum noch abwarten können. Aber jetzt, wo du endlich da bist, versteckt ihr beide euch hier oben.«

Nico wusste nicht, wie er reagieren sollte. Er konnte nichts sagen, konnte sie nur ansehen. Ihre Augen waren dunkelbraun, ihr Lächeln strahlte.

Caren räusperte sich und wandte sich an Ina. »Da hat jemand angerufen, sagte was wegen einer Ausstellung.«

»Ausstellung?« Ina schnellte aus dem Sessel hoch. »Hast du ihm gesagt, ich fliege zum Telefon, um zurückzurufen?« Sie war bereits auf halbem Weg zur Treppe.

Caren lachte. »Ich hab ihm sowas Ähnliches …«

Weiter kam sie nicht, bevor Ina gänzlich nach unten verschwunden war. Caren lachte noch immer, drehte sich wieder zu Nico und deutete in Inas Richtung. »Ich mag sie. Sie ist toll.«

Er musste sich räuspern, um einen Ton hervorzubringen. »Ja.« Es war kaum mehr als ein Krächzen. »Das ist sie.« Am liebsten wäre er ebenfalls gegangen. Woher sollte er die Worte nehmen, um mit dem fremden Mädchen zu reden? Woher die Themen? Wann hatte er überhaupt schon mal mit einem Mädchen geredet?

Carens Hände verschwanden in den Hosentaschen, sie kippte die Füße zur Seite, bis sie auf den äußeren Fußkanten stand. Plötzlich wirkte sie unsicher.

Er musste endlich etwas sagen. Irgendetwas. Was hatte Ina über sie erzählt? *Rassiges Aussehen, irische Namen und Deutsch als Muttersprache … ziemlich verwirrend.*

Verwirrend! In jedem Fall verwirrend. Was zum Teufel sollte er sagen? »Eure Namen klingen englisch. Gar nicht so irisch.« Es kam einfach so hervor, rutschte über seine Lippen und ließ sich nicht mehr zurückholen. Redete er ernsthaft über ihre Namen? Eine Sekunde noch, und sie würde ihn auslachen.

Doch Carens Lachen klang erleichtert. »Das sagst du nur, weil du nicht weißt, wie sie geschrieben werden.« Sie ließ sich in Inas Sessel fallen. »Caren mit C-a-i-r-e-n-n.«

Nico brauchte einen Moment, um ihren Namen zusammenzusetzen.

Cairenn nahm sich einen von Inas Skizzenzetteln vom Tisch und schrieb mit Bleistift etwas darauf. »Unsere Eltern haben es uns nicht gerade leicht gemacht. Die Namen stammen aus irischen Sagen. Hinterhältige Feen, rachsüchtige Hexen und schöne Konkubinen. Wirklich peinlich, wenn jemand danach fragt. Irys Name ist jedenfalls der einzige, den man schreibt, wie man ihn im Englischen spricht: Irnan. Aber höchstens die Lehrer nennen sie so.« Cairenn schmunzelte, beugte sich über den Tisch und reichte ihm den Zettel.

Neben Inas durchgestrichenen Miniskizzen las er den dritten Namen, den einzigen, der jetzt noch fehlte: *Leanan Sidhe McCauley*. Das Mädchen, dessen Augen so besonders sein sollten.

»Das spricht man *Lennan Shee*. Aus irgendeinem Grund mag sie ihren Namen nicht besonders. Deshalb nennen wir sie einfach Lenny. L-e-a-n-y.« Cairenn lehnte sich im Sessel zurück und zog ihr Bein auf die Sitzfläche.

Erst jetzt wurde Nico klar, wie steif er dasaß. Er war froh, dass sie bislang geredet hatte. Das Namensthema war nicht einmal uninteressant. Doch was sollte er jetzt noch sagen?

Sie würde ihn für einen Freak halten.

Er war ein Freak. Und sie würde es herausfinden.

Auch Cairenn wurde unruhig. Sie löste ihr Haargummi, fasste die losen Strähnen aus ihrem Gesicht und band sich einen neuen Pferdeschwanz. Einen kurzen Moment sah er drei verschiedene Mädchen vor sich, von verwegen über niedlich bis hin zu selbstbewusst und erwachsen.

Nico wünschte sich, sie länger mit offenen Haaren zu sehen – vielleicht, weil es die Erscheinung war, vor der er am wenigsten Angst hatte. »Kannst du sie offen lassen?«

Cairenn hielt inne. Langsam zog sie das Band aus ihrem Pferdeschwanz. Wuschelige Haare fielen in ihr Gesicht. Plötzlich war sie tatsächlich erst siebzehn, ein Mädchen mit unschuldigen Augen, die davon sprachen, dass sie noch nicht wusste, wo sie stand – gleichzeitig erkannte er die ausgeprägten Schatten in den Konturen ihrer Wangen, das Gesicht einer Erwachsenen, irgendetwas in ihrem Ausdruck flüsterte von den dunklen Seiten des Lebens.

Viel zu lange sah er ihr in die Augen. Hastig wandte er sich ab. *Kannst du sie offen lassen?* Der Satz echote in seinem Kopf. Himmel! Hatte er das wirklich gesagt?

Er war der größte Freak auf Erden.

Das Schweigen wurde immer unangenehmer. Suchend ließ Cairenn ihren Blick durch das Atelier wandern. Schließlich deutete sie auf die Bilder. »Ich hab sie mir gestern angeschaut.«

Es waren Hunderte von Bildern, Nico hatte sie nie gezählt. »Wie, du hast sie dir angeschaut? Alle?«

Cairenn lachte nervös. »Nein, nicht alle. Aber ich hab ein paar der Reihen durchgeblättert.«

Nico fröstelte. Selbst zehn dieser Bilder waren zu viele auf einmal.

Er musste sich zwingen, Cairenn nicht weiter anzustarren. Sie konnte es nicht verstehen. Niemand konnte es verstehen.

»Wenn man Ina erlebt, kann man sich kaum vorstellen, dass sie so grausame Bilder malt.« Cairenns Blick glitt ins Leere. »Ich hab noch nie Bilder gesehen, die so viel Verzweiflung ausstrahlen. Zum Beispiel die mit dem jungen Paar. Man sieht niemals ihre Gesichter, aber auf jedem dieser Bilder sind sie verzweifelt, ihre Haltung zusammengesunken. Meistens sind sie nackt. Man spürt, dass sie zusammengehören, aber sie sind fast immer getrennt, selbst wenn nur wenige Meter zwischen ihnen liegen. Als wären sie unfähig, aufeinander zuzugehen, als wäre es ihr Schicksal, für immer unter der Trennung zu leiden.« In Cairenns Augen erschien ein Glitzern. »Wenn man diese Bilder zu lange ansieht, hat man das Bedürfnis zu weinen.«

Nico hob den Kopf, starrte sie doch wieder an.

Für einen Moment sah sie von ihren eigenen Worten verstört aus. Dennoch sprach sie weiter. »Dann sind da die mit den Wölfen. Zwei Wölfe, und auch sie sind immer getrennt. Sie fletschen die Zähne – nicht weil sie böse wären, sondern vor Angst. Auf manchen Bildern gibt es dunkle Kreaturen, die die Wölfe angreifen und versuchen, sie zu vernichten.« Für ein irritiertes Blinzeln hielt Cairenn inne. »Aber am schlimmsten sind die mit den verbrannten Menschen. Sie sehen dich an, als würden sie noch leben. Sie kriechen auf dich zu, und manchmal springen sie einem direkt ins Gesicht …«

»Hör auf! Bitte hör auf! Ich kenne die Bilder.« Nicos Puls raste. Er starrte auf seine Lederarmbänder. Die Haut kribbelte in der Feuchtigkeit, die Bänder wurden unerträglich. Er wollte sie loswerden. Doch er konnte sie nicht abnehmen, nicht jetzt.

Cairenn sprach zögernd weiter. »Ina wirkt immer so ruhig, so ausgeglichen. Warum malt jemand wie sie solche Bilder? Du kennst sie besser als ich. Hat sie Dinge erlebt, von denen sie nichts erzählt? Zu mir meinte sie nur, dass das Malen für sie wie ein Zwang sei.«

Diese Fragen stellte jeder, der Inas Bilder sah. Aber Ina konnte sie niemandem beantworten. Bis jetzt hatte er nie etwas dazu gesagt, doch plötzlich konnte er die Erklärung nicht aufhalten. »Die Bilder kommen nicht aus ihr. Sie empfängt sie nur. Niemand könnte die Details so grausam malen und das Gefühl in den Bildern so ergreifend darstellen, würde es ihn persönlich betreffen. Wer das tut, zerbricht daran.«

Cairenn beugte sich nach vorne. »Manche Menschen malen, um Dinge zu bewältigen.«

»Aber nicht das hier.« Er deutete auf die Bilder. »Das ist zuviel für die Psyche eines einzelnen Menschen.«

»Sie haben viel über dich erzählt, Nico Silwers.«

Nico musste schlucken. »Ach ja? Was denn?«

Cairenn stützte das Kinn auf ihre Hände. Ihr Gesicht erschien so nah, als wäre der Tisch nicht mehr zwischen ihnen. »Dennis meinte, dass du gut mit Tieren umgehst, dass du in der Lage bist, sie zu verzaubern. Er sagt, du tust es mit deinen Augen, mit der Stimme. Selbst ein scheues Kalb würde dir nachlaufen wie seiner Mutter, wenn du es darauf anlegst. Egal, wie viel Angst ein Tier hat – du kannst es beruhigen. Und Ina sagt, du zeichnest gut. Vor allem Menschen. Sie ist erstaunt, wie gut du darin bist, wie genau du den Ausdruck der Gesichter erfasst. Dann hat sie noch erzählt, dass du schreibst, es aber nie jemandem zu lesen gibst.«

Nico zitterte, von einer Kälte, die aus seinem Inneren kam und nichts mit diesem heißen Sommertag gemeinsam hatte.

Doch Cairenn fuhr leise fort. »Sie sagt, du wärst still. Meistens redest du mehr mit deinen Augen als mit Worten. Dabei

scheinen sie ein großes Geheimnis zu verbergen. Nur manchmal, in den seltenen Momenten, in denen du etwas erzählst, bekommt man eine Ahnung davon, wie schön und wie dunkel dieses Geheimnis sein könnte.«

Nico lachte auf, ein kurzer verwirrter Laut, ehe sich die Gefühle in seinem Hals verklumpten und das Lachen daran erstickte.

Was konnte ein fremdes Mädchen über seine Geheimnisse wissen? Seit wann durfte jemand erfahren, was in ihm vorging? »Hat sie euch noch mehr Details aus meinem psychologischen Bericht vorgelesen?«

Cairenns Mund blieb halb geöffnet, ihre Verwirrung mischte sich mit seiner. »Entschuldige. Ich plappere dich voll.«

Nico wurde schwindelig. In seinem ganzen Leben war ihm niemand so nah gekommen wie dieses Mädchen. Doch je näher sie ihm kam, desto härter konnte sie ihn verletzen.

»Hi.«

Nico fuhr herum. Gleich neben dem Sofa stand ein anderes Mädchen. Ihre kindliche Figur wirkte fast wie die eines Jungen, die dunkelbraunen Haare waren genauso wuschelig wie Cairenns, nur kürzer. Sie war das jüngere Abbild ihrer Schwester. »Du bist Nico, oder?« Sie legte den Kopf zur Seite. Ein freches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht und machte das Mädchenhafte offensichtlich. »Ich bin Iry.« Sie kam auf ihn zu, und bevor er reagieren konnte, drückte sie ihren schmalen Körper an ihn und legte ihre dünnen Mädchenarme um seinen Rücken. Es war nur ein kurzer Moment, beiläufig und herzlich zugleich, ehe sie zurücksprang und sich neben ihn auf das Sofa legte. Alles in ihm war in Starre verfallen. Wann hatte ihn zuletzt jemand umarmt?

Unerwartet tummelten sich ihre Füße auf seinem Schoß. »Zieh mal die Schuhe aus!« Sie verschränkte die Arme unter ihrem Kopf. Ihre Augen funkelten ihn an, wild und kindlich,

wie die eines Kätzchens, das soeben ein Wollknäuel entdeckt hatte.

Die Starre fiel von ihm ab, etwas öffnete sich in ihm, ein verborgenes Gefühl, das er seit Jahren vor allen Menschen verschlossen hatte. Während er die Schleifen ihrer Turnschuhe löste, wurde ihm klar, dass er dieses Mädchen mochte. Ebenso wie ihre große Schwester. Die beiden schienen ihm zu vertrauen, suchten seine Nähe, wie es noch niemand zuvor getan hatte. Einfach so.

Irys Füße bewegten sich unter seinen Händen, zappelten und schienen sich einen Spaß daraus zu machen, ihm die Aufgabe zu erschweren.

Nico musste beinahe lachen, während er sie einfing. Ein leichtes Gefühl streifte durch seine Brust, fremdartig und schön zugleich. Wie oft hatte er bei anderen gesehen, wie sie sich umarmten, neckten und miteinander lachten? Normalerweise beobachtete er dieses Spiel von Weitem. Es selbst zu erleben, brachte sein Herz zum Flattern.

Endlich gelang es ihm, ihr die Schuhe abzustreifen. Er beugte sich neben ihren Füßen hinunter und stellte sie auf den Boden. Irys Zehen streichelten sein Gesicht.

Erschrocken richtete er sich auf.

»Jetzt musst du sie kraulen«, schnurrte sie. Sie war tatsächlich wie ein kleines Kätzchen, eines, das auf seinen Schoß sprang und sich zusammenrollte, ohne dass er darum bat.

Mit einem breiten Grinsen fing Cairenn an zu reden. Ein Moment verging, bevor Nico klar wurde, dass sie Englisch sprach, allerdings in einem Dialekt, der die Sprache nahezu unkenntlich machte.

Iry antwortete in der gleichen, harten Melodie, ein glucksendes Lachen zwischen ihren Worten.

Wozu hatte er sein halbes Leben lang Vokabeln gelernt, wenn zwei fremde Mädchen trotzdem noch in seiner Gegenwart über

ihn lästern konnten? Denn genau das taten sie. Ihr vielsagendes Lachen verriet sie, ebenso wie die amüsierten Blicke, mit denen sie ihn ansahen.

Nico sprang auf. Sein vorschnelles Vertrauen verwandelte sich in einen versteinerten Kloß. Wie ein Tumor saß er in seiner Lunge. »Macht es euch Spaß?« Er starrte sie an, erst Cairenn, dann das Mädchen auf dem Sofa.

Iry wurde bleich.

Nico bückte sich nach seinen Schuhen.

Iry war sofort bei ihm und hielt ihn am Handgelenk, an einem der durchnässten schwarzen Bänder. »Warte!« Ihre Kinderaugen flehten ihn an.

»Es war nicht böse gemeint«, erklärte Cairenn. Sie hatte sich halb aufgerichtet, als wäre auch sie bereit, hinter ihm herzulaufen. »Wir tun das manchmal, wenn wir uns necken. Oder streiten. Das muss dann nicht jeder im Detail mitbekommen.« Beschämt senkte sie den Kopf. »In einem Internat gibt es nicht viel Privatsphäre. Da weiß am nächsten Tag jeder, weshalb du dich gestritten hast.«

Ihr Geständnis rührte etwas in ihm an. Verlorene Kinder …

»Setz dich!« Iry drückte ihn zurück auf das Sofa. Ein Schmunzeln spielte um ihre Lippen. »Tröste dich, wenn du unseren Dialekt heute nicht verstehst, dann in ein paar Wochen. Cairenn meinte auch nur, dass ich zu jung bin, um mich an dich ranzuschmeißen.« Sie legte sich wieder neben ihn und streckte die Füße auf seinen Schoß. »Und ich hab gesagt, dass sie nur neidisch ist. Weil sie sich nicht traut.«

»Iry!« Cairenn reagierte mit einem kurzen, englischen Fluch, halb lachend, halb wütend. Dieses Mal war der Sinn offensichtlich.

Iry zwinkerte ihm zu. »Siehst du? Ich hatte recht.« Sie tastete mit ihren Füßen nach seinen Händen.

Nico rührte sich nicht, wich ihren Berührungen weder aus

noch erwiderte er sie. Trotz ihrer Erklärung schien alles, was er vorhin gefühlt hatte, verschwunden. Der Stein in seiner Lunge verströmte klirrende Kälte. Sie kroch überall hin, umhüllte seine Gedanken und brachte seine Haut zum Gefrieren.

»Leany kennst du noch nicht, oder?« Cairenn zog ihre Füße auf den Sessel und umschlang ihre Knie.

Iry lachte auf. »Oh oh! Hüte dich vor Leany! Hüte dich vor ihren Augen und hüte dich vor ihren Worten!«

Nico spürte sein Herzklopfen. Immer wieder Leany, immer wieder ihre Augen. »Was ist mit ihren Augen?« Er sah zu Cairenn.

Sie zuckte nur die Schultern.

»Ich weiß nicht.« Iry sprang vom Sofa und drehte sich zu ihm um. »Pass auf, dass sie dich nicht fangen! Wenn sie dich fangen, bist du verloren!« Sie wandte sich von ihm ab und schlenderte durch das Atelier. Bei den Bildern blieb sie stehen und trällerte in einem verspielten Singsang: »Schön wie eine Göttin. Vorsicht, Vorsicht!«

Nico erstarrte.

Cairenn lachte auf. »Iry, du machst ihm Angst! Hör auf!«

Irys Kichern drang aus dem hinteren Teil des Ateliers.

Nico kam sich vor, als wäre er diesen Mädchen ausgeliefert, ihrer Willkür und dem, was sie mit ihm vorhatten. *Hinterhältige Feen und rachsüchtige Hexen* … vielleicht war es kein Zufall, dass ihre Eltern ihnen diese Sagennamen gegeben hatten. Erneut stieg das Déjà-Vu-Gefühl in ihm auf. Oder war es die ganze Zeit da gewesen? Hatte er dieses Gespräch schon einmal geführt? Wusste Cairenn deshalb so viel über ihn? Er wollte diese Mädchen nicht, wollte nicht, dass sie verstanden, was in ihm vorging. Er wollte weder von ihnen umarmt werden noch ihre Füße kraulen. Ihm wurde übel bei der Vorstellung, erneut berührt zu werden. Er brauchte keine Zärtlichkeit, nicht von anderen Menschen, und noch weniger brauchte er ihre Freundschaft.

Nicos Magen krampfte sich zusammen, während er sich nach seinen Turnschuhen bückte. Schweiß trat ihm auf die Stirn, das Blut rauschte in seinen Ohren.

Eine Panikattacke.

Er musste so schnell wie möglich verschwinden.

»Die Bilder sind sortiert, oder?« Irys Stimme meldete sich von Weitem. »Nach Themen.« Sie blätterte durch eine der Reihen, kippte die Ölbilder gegen ihre Beine und zog eines nach dem anderen hervor.

Hastig band er seine Schuhe zu.

»Stimmt. Das hab ich auch gedacht.« Cairenn ging zu ihrer Schwester. »Nur manche sind falsch eingeordnet.«

Nico zog die letzte Schleife fest und sprang auf. Er musste gehen, sofort! Die Mädchen hatten ein paar der Bilder umgedreht, Iry hielt eines von ihnen in der Hand.

Nico versuchte, es nicht anzusehen. Er durfte die Bilder nicht ansehen!

»Das hier zum Beispiel.« Iry hob es ihm entgegen. »Nico, was meinst du? Die mit dem Feuer stehen eigentlich alle da drüben. Soll ich's rüber stellen?«

Nico wich dem Bild aus. Aber der Hitze konnte er nicht entgehen, Schweiß drang durch seine Haut. Er spürte das Feuer – doch es gab keine Stimmen, kein Leben, das starb. Dieses Bild gehörte nicht zu der Serie mit den Feuerleichen. »Es ist da genau richtig! Lass alle, wo sie sind! Es ist Feuer, aber kein Feuerbild.« Er wich nach hinten. Endlich konnte er sich umdrehen, dem Bild und den Mädchen den Rücken kehren und die Treppe hinunterlaufen.

»Nico?«, rief Iry ihm nach. »Alles in Ordnung?«

Er konnte nicht mehr antworten, konnte nicht mehr atmen.

»Lass ihn!« Cairenns Stimme war das Letzte, was er hörte.

Er riss die Tür am Fuß der Treppe auf. Im Gang zwang er sich, langsamer zu gehen. Er musste atmen, musste sich

beruhigen – sonst würde jeder Bescheid wissen, der ihm begegnete.

Nellie stürmte ihm im Gang entgegen, sprang an ihm hoch, bis er sich neben sie kniete. »Aufhören.« Er drückte den Kopf an ihren Hals. »Nicht das Feuer.« Er wartete auf das Knistern. Doch es blieb still. Nur ein leises Plätschern drang hinter ihm aus dem Schafstall. Langsam bekam er wieder Luft, sein Puls beruhigte sich.

Plötzlich kam Dennis um die Ecke. Sein Gesicht wirkte gehetzt, nur flüchtig huschte ein Lächeln darüber. »Huch! Nico! Lange nicht gesehen. Hab leider keine Zeit!« Er ging bereits ein paar Schritte rückwärts, in den Gang, den Nico gekommen war. »Im Schafstall ist eine Wasserleitung geplatzt. Immer wenn ich den Haupthahn zumache, dreht Leo ihn wieder auf, damit er im Regen tanzen kann.« Dennis zog eine Grimasse und ging weiter Richtung Schafstall.

Leo wohnte in einer betreuten WG in Goslar. Viermal in der Woche kam er her, um auf dem Hof zu arbeiten. Nico mochte seine gutmütige, verspielte Art. Auch, wenn der Ein-Meter-neunzig-Mann mit dem Gemüt eines Vierjährigen womöglich ein weiterer Beweis dafür war, dass Ina und Dennis am liebsten die hoffnungslosen Fälle aufsammelten.

Verlorene Kinder …

»Ach Nico!« Dennis drehte sich an der Stalltür noch einmal um. »Kannst du vielleicht Leany helfen, die Gemüsekisten auszuladen? Der Fahrer stand im Stau und hat's jetzt eilig. Ich schicke euch noch Leo vorbei, wegen den Tomaten.«

Nico spürte, wie die Panik zurückkehren wollte. Während Dennis den Schafstall betrat, hörte er Leos Jubeln. Dann fiel die Tür ins Schloss.

Er atmete tief ein und ging weiter. Der Hofladen, der neben der Deele in den ehemaligen Knechtekammern untergebracht war, stand offen. Doch von dem fremden Mädchen war nichts

zu sehen. Er ging an den leeren Kuhställen vorbei und trat durch das halboffene Tor nach draußen.

Sie stand auf der Laderampe des Lkws und kehrte ihm den Rücken zu. Ihre Locken leuchteten rotbraun im Licht der Sonne, reichten hinunter bis zur Mitte ihres Rückens. Er betrachtete ihre Beine in der langen Jeans, schmale Hüften, nur wenig weiblicher als die eines Kindes.

Einige Sekunden stand sie regungslos – dann nahm sie eine der Kisten, die der Fahrer ihr reichte, ging in die Hocke und stellte sie am Rand der Rampe ab. Ihre Bewegungen waren so geschmeidig wie die einer Katze.

Auch der Blick des Fahrers haftete an ihr. Plötzlich warf sie ihren Kopf herum und sah zu dem Mann hoch. Hastig wandte er sich ab und verschwand im Inneren des Lkws.

In der Hocke sprang Leany von der Rampe, ihre Knie federten den Sprung ab. Noch während sie sich aufrichtete, schaute sie zu Nico.

Mit einem Schlag wusste er, wie sich eine Maus fühlen musste, wenn sie sich einer Katze gegenübersah. Er kam sich vor, als hätte sie ihn mit der Pfote niedergeschlagen. Ihr ernster Blick traf ihn bis in sein Inneres. Nicht die Spur eines Lächelns lag darin. Es war der Ausdruck eines Menschen, der bereits alles gesehen hatte, der alles erlebt hatte, was jemanden prägen konnte. Vielleicht erinnerte ihre Figur an die eines Kindes, aus ihrem Gesicht hingegen war jede Unschuld verschwunden.

Verlorene Kinder …

Nico wünschte sich, ihr näher zu kommen, ihren Gedanken, ihren Gefühlen. Von einer Sekunde auf die andere war er bereit, sich ganz vor ihr zu enthüllen. Sie sollte wissen, wer er war, durfte alles erfahren – falls sie es nicht ohnehin schon wusste. Ihre Augen hatten gesehen, was er gesehen hatte, nur sie war in der Lage, ihn zu verstehen.

»Du bist Nico!« Erst jetzt bemerkte er die Distanz in ihrem Blick. Sie erinnerte ihn an Irys Warnungen. Doch er konnte nicht aufhören, ihre Augen anzusehen, versuchte, die Farbe zu erkennen.

Leany wandte sich ab. Ihre Schritte waren lautlos, während sie zur Rampe des Lkws trat. Sie nahm eine der Kisten hoch und trug sie mit einer Leichtigkeit, als hätten die Äpfel darin kein Gewicht.

Dieses Mädchen besaß eine Anmut, die für Menschen untypisch war. Ihr Anblick machte ihm klar, aus welchem Grund Katzen elegant wirkten und Hunde tollpatschig. Wenn Katzen sich zum Schlafen legten, ließen sie sich kontrolliert nieder – Hunde ließen sich fallen. Die meisten Menschen glichen den Hunden, ihre Bewegungen folgten der einfachsten Methode. Dieses Mädchen hingegen bewegte sich in völliger Perfektion. Bestenfalls Artisten auf einer Bühne zeigten solche Anmut. Sie aber hob nur Kisten von der Laderampe und stellte sie vor das Deelentor.

Nur mit Mühe riss er sich von ihrem Anblick los und half ihr, das Gemüse abzuladen. Der Fahrer sollte endlich weiterfahren und ihn mit dem Mädchen allein lassen.

Als Nico die letzte Kiste von der Rampe nahm, entdeckte er den Fahrer im Schatten des Innenraums. Mit halboffenem Mund stand er da und beobachtete sie – sie beide, nicht nur Leany. Doch bevor Nico ihn fragen konnte, warum er sich versteckte, um sie anzuglotzen, löste sich der Mann aus dem Schatten und sprang plump von der Rampe. Der Aufprall seiner Füße war zu laut, die Bewegungen steif.

Verächtlich wandte Nico sich ab. Diese Verachtung entwuchs einem Bedürfnis nach Rache, das sich über Jahre hinweg angestaut hatte – all diese Zeit, in der andere Menschen auf ihn herabgesehen und ihn erniedrigt hatten. Dabei waren sie selbst so primitiv, lächerlich im Vergleich zu diesem Mädchen. Erst

dann erinnerte er sich, dass er selbst nur ein Mensch war, dass auch Leany nichts anderes sein konnte.

Sie stand vor dem Deelentor und sah dem Fahrer mit argwöhnischem Blick hinterher. Dann wandte sie sich ab und ging vor der Tomatenkiste in die Hocke.

»Halt! Nicht die Tomaten!« Nico lief zu ihr und legte die Hand auf den Rand der Kiste, direkt neben ihre.

Leany ließ die Tomaten zurück auf den Boden. Sie hockten so nah zusammen, dass sie sich beinahe berührten.

»Leo ist für den Rest der Woche beleidigt, wenn er die Tomaten nicht tragen darf.«

Ihre Miene versteinerte. Als sie ihn ansah, erkannte er zum ersten Mal ihre Augenfarbe, die feinen Verästelungen in ihrer Iris – rehbraun bis honiggelb. Er nahm ihren Geruch wahr, den frischen Schweiß, der auf ihrer Stirn schimmerte, zusammen mit einem milden Duft, den nur die Sonne auf der Haut hinterließ. Der Geruch von Pferden mischte sich darunter, Leder – und irgendwo im Hintergrund gab es noch etwas, einen Duft, der zarter war als alle anderen, und doch der einzige, der immer bleiben würde, ganz egal wo sie war oder was sie tat, oder wann sie zum letzten Mal geduscht hatte.

Nico spürte das tiefe Bedürfnis, sie zu berühren. Er wollte bei ihr sein, und auf irgendeine Weise war er schon immer bei ihr gewesen. Das Déjà-vu. Es klammerte sich um ihn, um sie beide, fing sie in einer schwebenden Seifenblase.

Plötzlich wich sie vor ihm zurück, kleine Steine knirschten unter ihren Turnschuhen. Dann stand sie außerhalb seiner Reichweite. Mit eisigem Blick sah sie auf ihn herab, bückte sich nach der Kiste, die am weitesten von ihm entfernt stand, und verschwand damit in der Deele.

Ihm war, als hätte sie ihn getreten. Er nahm ebenfalls eine Kiste und ging ihr nach. Der Lkw hinter ihm sprang an und

fuhr davon. Vor dem Hofladen in der Deele kam Leany ihm entgegen. Mit harter Miene blickte sie an ihm vorbei.

Eine betäubende Leere breitete sich in ihm aus, während er die Kiste in den Laden trug, und schließlich umkehrte, um die nächste zu holen. Immer wieder gingen sie aneinander vorbei, ohne sich anzusehen. Kiste für Kiste brachten sie in den Laden. Abgesehen von den Tomaten.

Als Nico die letzte Ladung Porree in den Laden trug, entdeckte er Leany, die sich vornüber auf eine der Kisten stützte. Für einen Moment glaubte er, sie würde sich genauso fühlen wie er. Bis sie sich aufrichtete und ihn mit ihrem Blick durchbohrte. »Du bist also Nico! Der mit all den wundersamen Talenten.«

Nico wich zurück. War sie wütend auf ihn? Weil er sie angeblafft hatte? »Das eben, das mit den Tomaten. Tut mir leid, wenn ich da …«

»Was für ein Wunderknabe!« Leany ließ ihn nicht ausreden. Mit aufreizend langsamen Schritten kam sie auf ihn zu. »Schreibt, malt, kann so unglaublich gut mit Tieren umgehen.« Spöttisch zog sie die rechte Augenbraue nach oben. »Goethe, Rembrandt und der Pferdeflüsterer in einer Person.« Sie blieb vor ihm stehen, die Kiste, die er trug, war das Einzige, was noch zwischen ihnen war. »Möchte wissen, welche gravierenden Macken sich hinter dieser Perfektion verbergen.«

Nicos Übelkeit kehrte zurück. Plötzlich schien es ihm, als wüsste sie alles über ihn.

Das ironische Schmunzeln zog sich von ihren Lippen zurück, bis nur noch Verachtung übrig blieb.

Nico wandte sich ab und räumte eilig den Porree in die Auslagen.

Leany folgte ihm. Mit der Hüfte lehnte sie sich gegen das Gemüseregal, so nah neben ihn, dass er sich nicht mehr frei bewegen konnte. »Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen.«

Ihre Stimme klang plötzlich sanft. »Unglaublich gutaussehend, dieser Nico, hübsch, um nicht zu sagen schön.« Behutsam legte sie ihre Hand in seinen Nacken. Dann griff sie in seine Haare, zwang ihn, den Kopf zu heben. Im Spiegel über den Auslagen erkannte er sich selbst.

»Du hast kein einziges Mal hoch gesehen.« Leanys Gesicht war direkt neben seinem, ihr Körper so dicht bei ihm, dass sie sich nur um wenige Millimeter nicht berührten. »Du siehst dich wohl nicht gern.«

Nico betrachtete den Jungen mit den schwarzen Locken. Seine Augen wirkten unruhig, verstört, schienen etwas zu suchen und hatten Angst, es zu finden. Erst als er sich darauf einließ, sein Spiegelbild anzusehen, änderte sich sein Ausdruck. Seine Augen erschienen traurig, um vieles älter als sie tatsächlich waren, wie die Augen eines Kindes, das zu viel Grausamkeit erlebt hatte.

Nico konnte seinen eigenen Blick nicht länger erwidern, betrachtete seine geschlossen Lippen, so ernst wie Leanys am Anfang. Die Grübchen, von denen seine Mutter so gerne schwärmte, waren nicht einmal zu erahnen.

Leanys Gesicht neben seinem war leichter anzusehen. Aber selbst mit dem Fokus auf ihr wurde ihm klar, dass dieser Junge im Spiegel genauso schön war wie sie. Ohne direkte Ähnlichkeit, aber auf dieselbe Art. Sie hatten die gleiche intensive Ausstrahlung.

Nico blickte nach unten. Jedes Mal, wenn er sich sah, kam ihm dieser eine Gedanke: Sein Spiegelbild konnte nicht zu ihm gehören. Schöne Menschen wurden nicht ein Leben lang von anderen verstoßen.

»Warum willst du dich nicht sehen?« Leany riss seinen Kopf ein weiteres Mal zurück, kam mit ihrem Mund direkt an sein Ohr. »Vielleicht, weil du weißt, was dahintersteckt?« Sie tippte ihm an die Schläfe. »Hier drinnen sieht es doch ganz anders

aus!« Sie fixierte ihn im Spiegel. Dann stieß sie ihn von sich. Ekel lag in ihrem Ausdruck – als hätte sie etwas Widerliches berührt, das jetzt an ihren Fingern klebte.

Etwas in Nicos Innerem zerbrach. Ausgerechnet ihr hatte er jedes seiner Geheimnisse offenbaren wollen.

Ein maliziöses Zucken spielte um Leanys Mund. »Zahlen sie dir was für deine Arbeit? Oder tust du das alles für ein Lächeln?«

Nico fühlte sich, als würde sein Körper zerfallen. »Ein Lächeln ist eine bessere Bezahlung, als du glaubst.«

Leany lachte auf. »Armer Junge! Du wünschst dir wirklich, dass sie dich mögen.« Langsam ging sie an ihm vorbei, blieb direkt hinter ihm stehen. »Dafür würdest du wohl alles tun.«

Die Worte in seinem Rücken zwangen ihn, sich umzudrehen.

»Jeden Tag bist du bereit, dich an sie zu verkaufen – und wenn sie dich beschreiben, dann erscheinst du so selbstlos.« Plötzlich sah sie an ihm vorbei und trat ein Stück zurück.

Leo stand in seinem knallroten Overall mit einer der Tomatenkisten in der Tür. Die hellblonden Haare klebten ihm strähnig im Gesicht, noch nass vom Wasser aus der geplatzten Leitung im Schafstall.

»Existiert dein Selbst überhaupt noch?« Leany beobachtete Leo dabei, wie er die Tomatenkiste zu den anderen stellte. »Oder bist du schon genauso farbreduziert wie unser Tomatenkleptomane?«

Nico konnte nicht reagieren. Alles schien leer, sein Körper, sein Kopf. Nur dumpf schälte sich ein Gedanke aus dem Nebel hervor: Sie hatte kein Recht, so über Leo zu sprechen. Er war vielleicht zurückgeblieben, aber mit nichts auf der Welt hatte er ihre Gehässigkeit verdient.

Leo beugte sich mit einem seligen Lächeln über die Tomaten. »Sie sind so schön.« Zärtlich streichelte er darüber und ließ die Roteste in seinem Ärmel verschwinden.

Leany trat rückwärts zur Tür. Ein letztes Mal begegnete Nico ihrem Blick – ihre Pupillen waren weit, ihre Augen erschienen dunkel. Dann wandte sie sich ab. Ohne ein weiteres Wort verließ sie den Laden.

»Sie ist eine Hexe.« Leo sprach langsam, schwerfällig. »Glaubst du, Cairenn freut sich über eine schöne, rote Tomate?«

Nico zuckte die Schultern. War das alles wirklich passiert? Oder war dieses Mädchen eine tückische Halluzination? Seine Übelkeit kehrte zurück, brachte ihn zum Zittern.

Leo kräuselte die Stirn. »Ist dir kalt? Mir ist warm.«

Nicos Zähne schlugen aufeinander, zerhackten das Lachen, das aus seiner Kehle drängte. Er wollte etwas sagen, sollte Leo trösten, damit er den Hass vergaß, den Leany über ihm ausgeschüttet hatte. Doch seine Lippen brachten kein Wort hervor.

2

Verrückt

Etwas in der Deele hatte sich verändert. Nico spürte es, sobald er den Hofladen hinter sich ließ. Leany war verschwunden, aber das war es nicht. Jemand anderes war hier. Jemand, dessen Anwesenheit sich nur erahnen ließ.

Nico wusste, was jetzt passieren würde. Er musste es aufhalten, zurückdrängen, auch wenn ihm klar war, dass es längst zu spät war.

Im offenen Deelentor erschien der Traktor, kippte eine Ladung Silage zwischen die Laufställe der Kühe.

Jemand lachte, ganz leise, nur eine Ahnung im Motorenlärm. Hastig sah Nico sich um. Inas Vater saß hinter dem Steuer des Traktors, grüßte ihn mit erhobener Hand und setzte zurück. Doch Johannes sah nicht aus, als hätte er gelacht.

Wieder erklang das Lachen, dieses Mal laut und hämisch. Ganz gleich, was Nico versuchte, die Stimme ließ sich nicht ignorieren.

»Sie weiß, wer du bist.« Linus flüsterte von hinten über seine Schulter.

Nico fuhr herum. Doch in der Deele war niemand. Natürlich nicht.

»Du armes irres Menschlein.« Die Worte waren nur gehaucht,

ein leiser Windzug an seinem Ohr. *»Sie ist wirklich schön. Ihre Augen, ihre Haare. Du warst gerade dabei, dich in sie zu verlieben.«*

Linus war nicht real! Er war noch nie hier gewesen, er konnte nicht echt sein. Es war nur seine Stimme, die Nico verfolgte. *»Selbst meine Worte haben dir nie so weh getan wie ihre!«*

Ein diffuses Gefühl erwachte in seinem Bauch, legte an Hitze zu, bis es anfing zu sieden. Je mehr er sich dagegen wehrte, desto stärker wurde es – wie kochendes Wasser, das sich immer weiter ausdehnte, bis es jedes Gehäuse sprengte. Plötzlich erfasste es seinen Kopf …

Er musste weg von hier, er durfte nicht gesehen werden!

Hastig lief er los, rannte an Johannes und dem Traktor vorbei, den Hof hinunter bis zu seinem Fahrrad. Er strampelte davon, so schnell er konnte. Nellie folgte ihm, galoppierend, mit angelegten Ohren, während er durch den Wald jagte.

Doch die Stimme ließ sich nicht abschütteln, hetzte ihn, verwandelte sich in ein Bild.

Linus' Gesicht erschien vor ihm, sie waren wieder Kinder, standen mitten auf dem Schulhof. »Was treibst du hier, Pudel? Das sind weniger als hundert Meter!«

Die anderen Jungen scharten sich um Linus, ihren Anführer. Vor wenigen Wochen hatte er Nico verboten, in den Pausen in ihre Nähe zu kommen. Aber jetzt versperrten sie ihm die Wege, machten es unmöglich, die Hundert-Meter-Regel einzuhalten.

»Ich wollte nur zum Kiosk«, flüsterte Nico.

»Du kannst zum Kiosk gehen, wenn wir nicht hier sind.« Linus blieb direkt vor ihm stehen. »Es reicht, wenn wir mit dir in einem Raum sitzen müssen.«

Fast alle Jungen aus seiner Klasse umringten ihn, kamen immer näher. Sie lachten, kieksende, rostige Jungenstimmen, mitten im Stimmbruch.

Nico wollte zurückweichen, stieß gegen einen der anderen,

es war unmöglich, zu entkommen. »Was ist so schlimm an mir?« Wieder sprach er leise. Er konnte niemals laut mit ihnen reden.

Linus lachte. Er griff nach Nicos Haaren, zog daran, bis es weh tat. »Du bist ein kranker, verlauster Pudel! Dein Vater sollte dich in einen Zwinger sperren. Nein, er sollte dich einschläfern!«

Das höhnische Lachen der anderen steigerte sich, wurde immer lauter, schlug über ihm zusammen und übertönte den Fahrtwind in seinen Ohren.

Es war nicht jetzt, nicht hier, es lag Jahre zurück!

»Ein mieser, kranker Pudel, den man endlich einschläfern muss!« Linus' Stimme rief aus dem Wald, hallte um ihn herum.

Nico wollte, dass es aufhörte, wollte vernichten, sich selbst, die anderen … Er stemmte sich in die Pedale, lehnte sich nach vorne.

»Ich weiß, was du denkst.« Linus' Stimme rückte näher, sprach direkt in seinen Kopf. *»Du willst sie loswerden. Du oder sie. Nur einer von euch kann bleiben!«*

Nico keuchte auf. Das Sieden in seinem Inneren wollte explodieren. Atomarer Wasserstoff, kurz vor der Reaktion. Er musste es aufhalten.

»Sieh endlich ein, dass du ein mieser, kleiner Psychopath bist!«

Nein. Er war kein Psychopath, er wollte niemanden *loswerden*, sein ganzes Leben hatte er keiner Seele etwas getan.

»Doch, du bist es, du kannst es nicht mehr verstecken!«

Er presste die Zähne zusammen, biss auf etwas Weiches in seinem Mund. Sein Rad schlingerte. Er schmeckte Blut, rasender Schmerz zog durch seinen Kopf. Er wollte den Kiefer lösen, doch er konnte es nicht.

Linus lachte, ein letztes Mal, ehe seine Stimme davonwehte.

Endlich ließ der Krampf nach. Doch der Schmerz in seiner Zunge pochte weiter. Vor ihm lag das Dorf, die steilen

Serpentinen. Er ließ das Fahrrad rollen. Häuser, Gärten und Mauern rasten auf ihn zu und an ihm vorbei. Immer wieder erschienen Gedankenblitze vor seinen Augen, in denen er sich selbst sah, mit zertrümmertem Schädel, vor einer dieser Mauern. Sein Wunsch danach wuchs mit jeder Kurve, nur sein Instinkt ließ ihn bremsen.

Dann lagen die Kurven hinter ihm, er preschte steil nach unten, zwanzig Prozent Gefälle, rutschiges Kopfsteinpflaster. Sein Rad schleuderte, fing sich wie durch ein Wunder wieder. Vielleicht kam ein Auto, auf der kleinen Straße hinter der Kirche …

Dann war seine Chance auf den Tod vorbei. Vor ihm lag nur noch der schmale Weg hinter dem Dorfplatz, bergauf bis zu dem Haus seiner Eltern.

Nico keuchte, als er ankam. Nellie erreichte die Einfahrt knapp hinter ihm. Seine Eltern durften nichts bemerken. Das war alles, worauf es jetzt noch ankam. Wenn sie erfuhren, dass die Krankheit zurückkehrte, würden sie ihn erneut auf genau das reduzieren: Ein bedauernswertes Geschöpf, das überwacht werden musste.

»Bist du es, Nico?« Seine Mutter musste die Haustür gehört haben.

»Ja.« Er versuchte, normal zu klingen. Leise stieg er die Treppe hinauf in sein Zimmer. Er setzte sich auf sein Bett, lehnte sich an die Wand und schloss die Augen, bis sein Atem ruhiger wurde. Bleierne, unausweichliche Müdigkeit überfiel ihn.

Plötzlich schreckte er hoch, jemand hatte ihn gerufen. »… essen?«

Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war. Essen! Wie sollte er beim Abendessen verheimlichen, was los war?

Doch nicht zu kommen, würde ihr Misstrauen wecken.

Der Geruch von Knoblauch kam ihm schon im Flur

entgegen. In der Küche stand das Essen bereits auf dem Tisch, das Licht war gedimmt. Sein Vater zündete Kerzen an. »Schön, dass du heute so früh da bist. Es gibt Coq au vin.«

Nico begegnete dem Blick seiner Mutter, ihrem verhaltenen Lächeln. Es war dieses Lächeln, mit dem sie ihn immer ansah, als würde sie etwas Fremdes betrachten, etwas, das sie gern mochte, zu dem sie aber nicht vordringen konnte.

Sein Vater häufte ihm Kartoffeln und Fleisch auf den Teller.

»Halt! Nicht so viel!« Nicos Stimme überschlug sich, Schmerz riss an seiner Zunge.

»Willst du etwa noch weniger essen als sonst?«, fragte seine Mutter besorgt.

»Auf dem Hof gab es Kuchen.« Nico sprach die Lüge nur leise.

Sein Vater nickte und verteilte das Essen auf die anderen Teller.

Hühnerfleisch vom Biohof, glückliches Tier, ganz bestimmt. In mundgerechten Stücken lag es vor ihm, umgeben von Weinsoße, als hätte es ein Hühnerleben lang nur auf den großen Moment gewartet. Nico wollte es nicht essen. Er konnte es gar nicht, seine Zunge fühlte sich zerfetzt an. Doch je länger er vor dem Teller saß, desto deutlicher spürte er, wie seine Eltern ihn beobachteten. Die Krankheit kroch bis in jeden Winkel seines Körpers, durchbrach seine Haut und strömte in die Luft. Sie schmeckte nach Blut, stank nach gebratenem Fleisch und fraß sich in die Gedanken seiner Eltern.

Obwohl sie bestimmt wahrnahmen, was mit ihm los war, begannen sie zu essen. Das Kerzenlicht flackerte auf ihren Gesichtern, lachte und spottete über ihre Bemühungen, eine normale Familie darzustellen. Sie hoben ihre Blicke kaum von den Tellern. Nur hin und wieder lächelten sie sich zu, und versicherten sich damit, dass alles in Ordnung war, so wie immer.

So wie immer vielleicht, doch nicht in Ordnung. Und sie wussten es genau.

»Warum isst du nichts?« Seine Mutter trank einen Schluck Wein und widmete sich sofort wieder ihrem Essen. Sie verließ sich darauf, dass er nicht antwortete. Seit Jahren war es ihre stille Vereinbarung. Seine Eltern fürchteten die Krankheit noch mehr, als er es tat. Und er fürchtete die Reaktion seiner Eltern. Für sich allein zu leiden war deutlich leichter zu ertragen, als seine Familie in den Sumpf hineinzuziehen und mit ihnen zusammen darin unterzugehen.

»Hhhhm.« Sein Vater schloss genießerisch die Augen. »Das ist großartig. Du musst probieren, Nico. Diesmal hab ich frische Kräuter für die Marinade genommen.«

»Ja. Es ist wirklich köstlich.« Seine Mutter schob Fleisch und Kartoffeln auf ihre Gabel. »Dein Vater hat sich mal wieder selbst übertroffen.« Ihr Lächeln flackerte. Nur kurz sah sie Nico an, ehe sie mit ihrem Essen sprach. »Du wirst ganz mager, wenn du weiter so wenig isst. Hast du dich in letzter Zeit mal gewogen?«

Ob er ... was, bitte? Seit wann stand Magersucht auf seinem Diagnosebogen? Oder hielten sie ihn für ein kleines Kind? Ein unreifes, verletzliches Baby, das bei jedem Schluckauf bemuttert werden musste, damit es nicht erstickte?

Wütend griff er nach der Gabel, stach in eines der Fleischstücke. Bitte! Er konnte essen. Bevor sie noch auf die Idee kamen, *ein Löffel für Papa* mit ihm zu spielen. Er verzichtete darauf zu pusten, steckte das dampfende Fleisch einfach in den Mund.

Schmerz stach in seine Zunge. Es war heiß, scharf, ätzte sich in die frische Verletzung. Nico krümmte sich vor und spuckte das Fleisch auf den Rand des Tellers. Glühende Nadeln sengten sich in seine Wunde, Tränen traten ihm in die Augen. War das Chili? Pfeffer? Oder einfach nur der Schmerz im rohen

Fleisch seiner Zunge? Ein See von Spucke sammelte sich in seinem Mund.

Besteck klapperte auf dem Holztisch, dann war es still. »Ist …« Seine Mutter zögerte. »Ist das Blut?«

Rötlicher Schaum verzierte den ausgespuckten Fleischklumpen.

Nico wischte sich die Tränen aus den Augen, zog die Nase hoch und spürte, wie eine merkwürdige Kälte in ihm aufstieg. Seine Eltern hätten schweigen können wie immer, sie hätten die Krankheit ignorieren und vertuschen können, um ihre Ruhe zu haben. Aber sie hatten eine andere Wahl getroffen. »Ja«, sagte er. »Sieht aus wie Blut, schmeckt wie Blut, riecht sogar wie Blut. Sonst noch Fragen?«

»Hattest du …« Seiner Mutter versagte die Stimme, sie musste neu ansetzen. »Hattest du wieder einen dieser seltsamen Anfälle?«

Die Kälte kroch durch seine Kehle. Irgendein Gefühl in ihm riss sich los, schwoll an und wurde so groß, dass es nirgendwo mehr hin passte. Plötzlich musste er lachen, laut und schallend. Als hätten seine Eltern nicht alles gelesen, was es über Psychosen, Persönlichkeitsstörungen und kindliche Fehlentwicklung zu lesen gab. Das halbe Büro stand voll mit diesen Büchern, sorgsam versteckt in der zweiten Reihe hinter Tiermedizinwälzern und Deutschlehrerliteratur. Doch selbst in einem Moment wie diesem konnte seine Mutter nicht die Begriffe in den Mund nehmen, um die es ging.

»Seltsame Anfälle?« Nicos Stimme überschlug sich. »Geniale Umschreibung! Du kannst sie benutzen, und du verschweigst alles.« Sein Lachen verstummte, nichts daran war komisch. »Soll ich euch sagen, was passiert, wenn ich diese *seltsamen Anfälle* habe?« Er bohrte den Blick in die Augen seiner Mutter. »Ich implodiere, ich zerstöre mich selbst, es ist das Beste, was ich mit mir tun kann!«

Seine Eltern saßen wie versteinert.

Nico konnte das Schweigen nicht ertragen. Doch er hielt es aus. Sie mussten etwas dazu sagen, irgendwann.

Sein Vater räusperte sich. »Vielleicht würde es dir helfen, wenn du für eine Weile in eine Klinik gehst. Hast du mit Dr. Engels noch mal darüber geredet?«

Nico konnte es kaum glauben. Glaubten sie immer noch, dass es so einfach wäre?

Auch seine Mutter nickte.

»In eine Klinik, ja?« Er sprang auf, trat rückwärts gegen den Stuhl und stieß ihn mit einem Krachen an die Wand. »Schickt den Irren endlich dahin, wo er hingehört!«

»Nico!« Sein Vater wurde lauter. »Es gibt gute Kliniken. Vielleicht können sie dir helfen.«

Nico schnaubte. »So wie beim letzten Mal?«

»Damals hast du dich sehr wohl gefühlt.«

»Ach ja? Und hinterher? Kannst du dich auch noch daran erinnern?« Sein Vater konnte es unmöglich vergessen haben.

Da war etwas Anziehendes an dem Gedanken, in die Klinik zurückzukehren, an einen Ort, an dem die anderen genauso merkwürdig waren wie er. Jeder dort kannte die Angst und die Traurigkeit. Doch die Panik, mit der er die schützenden Mauern am Ende verlassen hatte, überwog. Die Ärzte hatten es so gewollt, hätten ihn notfalls gezwungen. Weil er einen Weg finden musste, mit sich zurechtzukommen. Auch dieses Mal würden sie ihn wieder fortschicken. Zurück in sein Leben, mit dem er immer weiter kämpfen musste.

Seine Eltern wussten genau, dass eine Klinik keine Lösung war – trotzdem erhofften sie es sich.

Doch irgendetwas an ihrem Verhalten ging nicht mit rechten Dingen zu. Nico spürte es, versuchte der Spur nachzugehen, aber alles, was er fand, war Wut. »Scheiße, kein Mensch kann mir helfen! Kein Therapeut, kein Psychiater und keine Klinik!

Sie haben es bis jetzt nicht geschafft, und sie werden es auch in Zukunft nicht schaffen. Sie wissen nicht einmal, was eigentlich mit mir los ist.«

Seine Symptome waren zu schlimm und zu vielfältig. Als wäre in seiner frühen Kindheit etwas Schreckliches mit ihm passiert. Ein traumatisches Ereignis. Aber die Ärzte fanden es nicht. Nico konnte sich an nichts erinnern. Niemand konnte das, nicht einmal seine Eltern.

Feuer. Er wusste nur, dass es ein Feuer gewesen sein musste. Er konnte den Rauch noch riechen. »Scheiße! Warum wisst ihr nichts von dem Feuer? Wo wart ihr, als es passiert ist?«

Sie hatten ihn allein gelassen! Das grauenvollste Ereignis in seiner Kindheit, und sie waren nicht da gewesen. Tränen stiegen ihm in die Augen. Zum Teufel! Warum heulte er jetzt? Heulerei hatte noch nie geholfen. »Es ist zu spät! Versteht ihr? Ihr müsst euch damit abfinden, dass ihr einen verrückten Sohn habt. Einen Schizophrenen, einen Borderliner, oder was auch immer meine derzeitige Modediagnose ist.« Nico hielt inne. Seine Worte hatten das berührt, was ihm eben schon falsch vorgekommen war, den wahren Grund, warum sie ihn in eine Klinik schicken wollten. »Ich glaube langsam, es geht hier gar nicht um mich.«

Für eine Sekunde wirkte seine Mutter irritiert. Dann wandte sie sich ab und nahm die Weinflasche. »Andreas? Möchtest du noch einen Schluck?«

Nico schnappte nach Luft. War das ihr Ernst? Er sprach über seine Krankheit, und sie bot seinem Vater Wein an? Wie ein Stein lag ihm die Kälte im Magen. »Ja! Weicht mir aus! Dann hab ich wohl recht: Es geht hier allein um euch. Ihr seid die armen Eltern mit dem kranken Sohn, ausgerechnet ihr habt einen Irren in die Welt gesetzt.« Die Kälte war inzwischen überall, drang in alles, was er fühlte. »Wie es mir dabei geht, ist euch völlig egal, Hauptsache, ich halte still,

Hauptsache, ihr seht nichts von meiner Krankheit! Und wenn ich es nicht mehr verstecken kann – dann muss ich halt weg!«

Sein Vater räusperte sich. »Du weißt, dass es nicht so gemeint war.«

Nico kam eine Erinnerung, die so lange zurücklag, dass er sie beinahe vergessen hatte. »Warum habt ihr nie ein zweites Kind bekommen? Als ich klein war, kurz nachdem ihr mich zum ersten Mal zum Psychiater gebracht habt – damals warst du schwanger, Mama! Ich habe gehört, wie ihr darüber geredet habt. Ich hab mich gefreut, weil ich dachte, dass ich endlich nicht mehr allein sein muss. Aber dann war nie wieder die Rede davon. Du hast kein Baby bekommen.« Das Gesicht seiner Mutter wurde mit jedem Wort bleicher. »Was ist mit diesem Kind passiert? Hast du es abgetrieben? Weil du nicht noch so einen wolltest wie mich?«

»Nico!« Sein Vater rief dazwischen. Seine Mutter starrte ihn an.

Aber Nico konnte sich selbst nicht mehr aufhalten. »Wenn ihr noch ein krankes Kind bekommen hättet, dann wäre das der Beweis gewesen, dass ihr schuld seid. Dass es eure Gene sind, oder eure Erziehung. Das ist im Grunde alles, worum es geht. Um euer schlechtes Gewissen.«

Sein Vater sprang auf. »Du bist sofort still! Du hast keine Ahnung, wovon du da redest!«

Doch Nico konnte nicht still sein. Der wichtigste Satz fehlte noch. »Dabei hättet ihr nur da sein müssen, als irgendjemand dieses scheiß Feuertrauma in meinen Kopf gejagt hat.«

»Halt deinen Mund!« Sein Vater ballte die Fäuste.

Nico verstummte. In den Augen seiner Mutter schimmerten Tränen. Nie zuvor hatte er seinen Vater so zornig und seine Mutter so schockiert gesehen. Erst jetzt wurde ihm klar, was er gesagt hatte, wie unfair es war. Seine Eltern hatten sich Mühe gegeben. Immer. Sie konnten nichts für ihre Hilflosigkeit.

»Es … es tut mir …« Das letzte Wort blieb stecken.

»Ich habe das Baby nicht abgetrieben.« Seine Mutter sah ins Leere. »Wir haben es uns gewünscht, eine kleine Schwester für dich oder einen Bruder – aber ich hab es verloren, am Ende des dritten Monats.«

Etwas in Nicos Gefühlen löste sich auf, irgendein Wall, der ihn bis jetzt geschützt hatte. Die Kälte schmolz und formte die Worte seiner Mutter zu einem reißenden Fluss.

»Du warst vier Jahre alt. Ein süßer Junge mit großen, unschuldigen Augen. Aber du hast tagelang nur geweint, wochenlang. Du hast vom Feuer geredet, von sterbenden Menschen, und nachts bist du schreiend aufgewacht. Wir wussten nicht, was mit dir los ist, woher du diese Bilder hattest. Glaub mir, wir haben versucht, dir zu helfen, aber wir konnten es nicht. Es tat von Tag zu Tag mehr weh, dich leiden zu sehen.«

Nico sah den kleinen Jungen, der er selbst gewesen war. Der Boden unter seinen Füßen wurde weich, fing an, ihn einzusaugen. Die Luft flimmerte. Die Gesichter seiner Eltern verschwammen. Es war nicht ihre Schuld, dass sie ihn in der Finsternis seiner Krankheit allein lassen mussten. Hätten sie den Weg dorthin gekannt, sie wären ihm gefolgt, um ihn zu trösten.

Plötzlich wurde ihm klar, was er ihnen eigentlich vorwarf. Bislang hatte er geglaubt, dass die schlimmste Qual von seinen Symptomen ausging, von den Bildern, den Stimmen und der Angst, von geliebten Menschen verraten zu werden. Doch in diesem Moment begriff er, welche Qual noch größer war: Die Hilflosigkeit der eigenen Eltern zu beobachten, über Jahre hinweg dabei zuzusehen, wie sie die Splitter seiner Seele immer wieder zusammenfegten, bis sie daran verzweifelten und selbst zerbrachen. Oder ihn irgendwann aufgaben.

Sein Vater stand mit hängenden Schultern da. Der Zorn in

seinen Augen verglühte und ließ Resignation zurück. Er schien längst erkannt zu haben, dass er den kleinen Jungen verloren hatte.

Verlassene Kinder …

Nico verstand es in diesem Moment. Auch durch die Hilflosigkeit seiner Eltern konnte ein Kind verlassen werden.

Die Gefühle trafen ihn mit voller Wucht, wollten ihn mitreißen, bis er unterging. Er durfte es nicht zulassen! Musste weg von hier und die Kälte wiederfinden! Hastig wandte er sich ab.

»Nico!«, rief sein Vater ihm nach, und er drehte sich noch einmal um. »Du würdest es uns doch sagen, oder? Wenn du wieder psychotisch wirst? Wenn du Stimmen hörst? Oder Bilder siehst?«

Da waren sie also doch, die Begriffe, die sie alle nicht hören wollten. Nico schwankte. »Ja. Na klar. Da ist nichts.« Damit ging er weiter, kämpfte um eine aufrechte Haltung, um ein letztes bisschen Glaubwürdigkeit für seine grottenschlechte Lüge.

Dabei war es eine Farce. Sie hatten sein Geständnis gehört. Und genug Bücher gelesen, um zu wissen, dass für Betroffene Halluzinationen nicht von realen Erlebnissen zu unterscheiden waren. Dass Nico es manchmal doch konnte, war eine Besonderheit, von der seine Eltern nichts wussten.

Die Treppe schwankte, in seinem Inneren strudelte der schmelzende Eisfluss und riss ihm die Gefühle davon. Auf den letzten Stufen geriet er ins Straucheln, stürmte nach vorne, um sich zu retten, und erreichte sein Zimmer. Nellie schlüpfte an ihm vorbei, bevor er die Tür zuwarf und abschloss.

Er schaltete Musik an, stellte sie so laut, dass die Stimmen seiner Eltern ihn nicht erreichten. Schließlich zündete er die Kerze auf dem Nachttisch an – Feuer, das ihn verbrennen

würde, vielleicht. Kraftlos fiel er aufs Bett. Die Musik legte sich über ihn, traurige, grausame Musik. Sie drang in jeden Winkel seiner Seele, zog ihn fort von allem, was war. Bis sich ein schwarzes Schattenwesen über ihn wölbte, ihn einwickelte und verschlang.

Er lag weich, als er aufwachte. Um ihn herum hing noch eine letzte diffuse Erinnerung an einen Traum. Er war ein Hund gewesen, ein ausgewachsener, tollpatschiger Hund am Anfang, schließlich ein Welpe im Nest seiner Mutter.

Der Hundegeruch war noch immer überall – der modrige Gestank von Fell, das unzählige Male nass geworden und wieder getrocknet war, das im Dreck und im Stall gelegen hatte, bis sich alle Gerüche miteinander vermischt hatten.

Er wollte den merkwürdigen Traum festhalten.

Dann spürte er den Schmerz. Seine Zunge pulsierte mit jedem Herzschlag, seine Gliedmaßen waren in gekrümmter Haltung steif geworden.

Die Erinnerung kam langsam – doch sie drückte ihm bereits auf die Lunge, bevor alle Bilder zurück waren. Er wollte aufgeben, einfach liegenbleiben und warten, bis sein Körper austrocknete und zu Grunde ging. Wäre da nicht dieses Flüstern, das ihm wortlos zuredete und ihn streichelte. Es war der Wille hinter dieser Stimme, der ihn immer wieder hochgetrieben hatte, der ihn immer weitermachen ließ, schon sein Leben lang.

Er hob den Kopf aus dem Fell seiner Hündin und richtete sich auf. Vorsichtig öffnete er den Mund und berührte seine Zunge. Sie fühlte sich geschwollen an, die aufgebissenen Seiten brannten. Doch die Wunden waren nicht tief. Vermutlich sollte er in den nächsten Tagen schweigen, damit niemand

sein Nuscheln hörte. Langsam stand er auf, ging zum Schreibtisch und blickte durch das Giebelfenster nach draußen. Es war bereits hell, aber die Sonne würde sich noch eine Weile hinter dem Gipfel verstecken. Aldar, der Ort am Ende des vergessenen Tals, so tief zwischen den Bergen, dass die Tage nur halb so lang waren.

Nico brauchte keine Uhr, um zu wissen, dass er noch ein paar Stunden Zeit hatte, bevor er zur Schule musste. Er suchte sich saubere Sachen zusammen und schlich durch den Flur. Im Badezimmer zog er sich aus und stellte sich unter die Dusche. Er schloss die Augen und ließ das warme Wasser über seinen Körper laufen. Es war ein sanftes Streicheln, ohne Scheu bis in jeden Winkel, selbst dahin, wo ihn noch kein anderer Mensch berührt hatte.

Nico schauderte. Plötzlich schienen sich sämtliche Gefühle zu potenzieren, flehten darum, gefühlt und erlöst zu werden. Er drückte Duschgel in die Handfläche und fing an, seinen Körper zu berühren, sich selbst zu streicheln – so intensiv, als wären es nicht seine Hände. Sie bewegten sich auf seiner Haut, erregten ihn, zogen sich dorthin, wo er sie am dringendsten brauchte. Er lehnte sich gegen die Fliesen und hörte sein leises Stöhnen. Es war so einfach wie selten, so drängend, als würde er schon lange darauf warten.

Es war nicht viel, was noch fehlte. Doch er hielt sich zurück, zögerte sie heraus, diese einzige Sache, die sich gut anfühlte. Wenigstens er selbst konnte sich berühren – wenn es schon sonst niemand tat.

Leany hatte ihn berührt, ihre Hand in seinem Nacken, in seinen Haaren. Er sah ihr Gesicht neben sich im Spiegel, fühlte die Wärme ihres Körpers. Ja, sie hatte ihn berührt. Aber nur, um ihm weh zu tun.

In diesem Moment fühlte sich jeder Schmerz gut an. Seine Hände bewegten sich, trieben seinen Körper, bis er zitterte.

Schließlich drehte er den Hebel der Dusche nach links, das heiße Wasser brannte, brach die letzte Kontrolle. Alles zog sich zusammen, immer wieder, qualvoll und schön. Sein verhaltener Schrei hallte von den engen Wänden zurück. Sämtliche Gefühle glitten aus seinem Körper, aus seinen Gedanken, aus seiner Seele …

Dann war es vorbei. Keuchend lehnte er in der Ecke der Dusche, zurückgewichen vor dem heißen Wasser. Schnell riss er den Hebel nach rechts, stellte sich unter den Strahl, bis es eisig auf ihn herabprasselte und jeder Rest einer Empfindung ausgelöscht wurde.